

# Oldenburger Universitätsreden

## Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

herausgegeben von  
Friedrich W. Busch und Hermann Havekost

In der Reihe *Oldenburger Universitätsreden* werden unveröffentlichte Vorträge und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen Oldenburger Wissenschaftler und Gäste der Universität sowie Reden und Ansprachen, die aus aktuellem Anlaß gehalten werden, publiziert.

Die *Oldenburger Universitätsreden* werden seit 1986 herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich W. Busch, Institut für Erziehungswissenschaft 1, und Ltd. Bibliotheksdirektor Hermann Havekost, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität.

Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung der Universität Oldenburg dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die jeweiligen Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

Anschriften der Herausgeber:

Prof. Dr. Friedrich W. Busch  
Institut  
für Erziehungswissenschaft 1  
Postfach 25 03  
26111 Oldenburg  
Telefon: 0441/798-4909  
Telefax: 0441/798-2325  
e-mail:  
fwbusch@hrz1.uni-oldenburg.de

Ltd. Bibl. Dir. Hermann Havekost  
Bibliotheks- und Informationssystem  
der Universität Oldenburg  
Postfach 25 41  
26015 Oldenburg  
Telefon: 0441/798-4000  
Telefax: 0441/798-4040  
e-mail:  
havekost@bis1.uni-oldenburg.de

Redaktionsanschrift:

Oldenburger Universitätsreden  
Bibliotheks- und Informationssystem  
der Universität Oldenburg  
z.H. Frau Barbara Šíp  
Postfach 25 41  
26015 Oldenburg  
Telefon: 0441/798-2261  
Telefax: 0441/798-4040  
e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

Nr. 115

**György Dalos**

## Universität, Kultur und Menschenrechte

**Festansprache  
zum 25-jährigen Bestehen  
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg**

1999

## VORWORT

Der ungarische Schriftsteller György Dalos war von der Universität Oldenburg eingeladen worden, beim Festakt zum 25-jährigen Bestehen der Universität, am 7. Mai 1999, den Hauptvortrag zu halten. Die Rede Dalos, der zur Zeit auch Direktor des ungarischen Kulturinstituts in Berlin ist, stellte den intellektuellen Höhepunkt einer Festwoche dar, in der sich die Mitglieder und Angehörigen der Universität Oldenburg den zahlreichen Gästen aus Politik und Wirtschaft, aus Wissenschaft, Kultur und den Einrichtungen der Region offen und optimistisch gegenüberstellten. Und sie nahmen zufrieden zur Kenntnis, daß der nicht unumstrittenen universitären Neugründung im Nordwesten Niedersachsens hohe Anerkennung für die bisherige Entwicklung ausgesprochen wurde. Dies taten nicht nur die für Bund und Land erschienenen Minister Buhlman und Oppermann in ihren ausführlichen Grußworten, sondern auch der für die Stadt und die Region sprechende Vorsitzende der Oldenburger Universitätsgesellschaft Waskönig.

Der Festredner György Dalos spannte in seiner Rede einen weiteren Bogen und rückte die Aufgaben einer modernen Universität in den Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen. „Nur ein politisches System, das erneuerungsfähig ist“, hat nach seiner Ansicht eine Chance zum Überleben. Nach dem Sturz der Diktaturen Osteuropas müsse die westliche Welt erkennen, daß sie nicht einfach am Ende eines abgeschlossenen, sondern vielmehr am Beginn eines noch einzuleitenden Erneuerungsprozesses stehe. Wie der zu gestalten sei und welche Aufgaben darin u. a. auch den Universitäten und Hochschulen zukommt, dazu gab Dalos wichtige Anregungen. So setzte er sich ausführlich mit den Folgen der politischen Wende des Jahres 1989 und deren Folgen für Europa auseinander. „Die Welt braucht nach wie vor Erneuerung“, so die Kernaussage seiner Botschaft.

Was im Redetext, den Dalos den Oldenburger Universitätsreden zur Drucklegung zur Verfügung stellte, nicht enthalten ist, soll nicht unterschlagen werden. Die Demonstration einer kleinen StudentInnengruppe hatte den Ablauf des Festaktes kurzzeitig verzögert. Eine Sprecherin erreichte das Verlesen einer Erklärung, in der u. a. von der „Annektion der DDR“ (durch die Bundesrepublik Deutschland) im Jahre 1990 die Rede war. Das veranlaßte Dalos zu der Anmerkung, daß es sich bei diesen Demonstranten eigentlich nur um glückliche Menschen handeln könne, „denn sie wissen gar nicht mehr, was eine Diktatur ist“.

Oldenburg, 7. Mai 1999

Prof. Dr. Friedrich W. Busch

## GYÖRGY DALOS

### *Universität, Kultur und Menschenrechte*

Meine Damen und Herren!

Carl von Ossietzky hatte in der Zwischenkriegszeit einen ungarischen geistigen Bruder, den Publizisten György Bálint, einen Mann mit melancholischer Ironie, der mit der damals verbotenen Kommunistischen Partei Ungarns sympathisierte, aber vornehmlich für bürgerliche Zeitungen schrieb. Er war Korrespondent von mehreren britischen Zeitungen und hielt sich unmittelbar vor dem Kriegsausbruch in London auf. Es wäre für ihn nichts einfacheres gewesen, als die Emigration zu wählen, dennoch kehrte er in sein Land zurück, wo ihn als Juden ein Berufsverbot, später die Deportation und schließlich der Tod auf den Minenfeldern der Ukraine erwartete. Obwohl er ein klassischer Linker war, wird Bálint selbst in unseren weniger linken Zeiten in Ehren gehalten - nicht zuletzt trägt eine respektable Fachschule für Journalistik seinen Namen.

Wie gesagt, zwischen dem Namenspatron Ihrer Institution und György Bálint bestand eine enge geistige Verwandtschaft, die sich gar nicht etwa darin erschöpft hatte, daß sich der ungarische Publizist unter denjenigen befand, die den Friedensnobelpreis für den KZ-Häftling forderten und Knut Hamsuns nazifreundlichen Äußerungen mit Empörung abgelehnt hatten. Es handelte sich vielmehr um jene intellektuelle und moralische Haltung, die von Anfang an einen festen Bestandteil der linken Tradition bildete, auch wenn ihr später große Teile der linken Intelligenzija den Rücken gekehrt hatten. Ich meine die bewußte Verknüpfung der politischen Zeitkritik mit den Ideen des europäischen Humanismus und einem pluralistischen Kulturbegriff. Ich erlau-

be mir dabei einiges aus Bálints in den dreißiger Jahren geschriebenen Texten zu zitieren, die mir als aktuell und zu unserem Thema passend, vorkommen.

Bald nach seiner Machtübernahme schuf das Naziregime, möglicherweise um sein angeschlagenes internationales Image etwas aufzupolieren, ein relativ modernes Tierschutzgesetz. Hermann Göring, damals preußischer Ministerpräsident, sprach in diesem Zusammenhang sogar über das Recht des Tieres. „Somit“, reagierte György Bálint in der Budapester Zeitung „Pesti Napló“, „wäre das deutsche Tierschutzgesetz die erste strenge Maßnahme zum Schutz der Tiere, und jeder Tierfreund könnte es mit Freude begrüßen, wäre es nur nicht ausgerechnet ein Werk der Herren des neuen deutschen Systems, und wenn nicht ausgerechnet Göring über das Recht des Tieres sprechen würde. Eine billige Idee liegt auf der Hand: im Zusammenhang mit dem Recht des Tieres auf das Recht des Menschen hinzuweisen und im Zusammenhang von Görings Maßnahmen zum Schutze der Tiere an einige andere Maßnahmen von Göring zu erinnern. Manchmal erscheinen jedoch die offensichtlichsten Wahrheiten als die banalsten und billigsten. So ist es auch mit dem Menschenrecht. Es wurde längst entdeckt, die Gespräche darüber liegen auf der Hand und klingen als billig; allerdings ist es bis heute zu keiner Realität geworden.“

Des weiteren bezweifelt Bálint den Erfolg des geplanten neuen deutschen Tierschutzgesetzes. „Das Recht sowohl des Tieres als auch des Menschen wird nach wie vor mit Füßen getreten. Umso mehr, weil sich das Recht des Tieres ohne den Sieg des Menschenrechts nicht durchsetzen kann. Wie die Gesellschaft den Menschen behandelt, so behandelt der Mensch das Tier. Der geschlagene Mensch schlägt sein Tier, der zu Tode strapazierte strapaziert es zu Tode. (...) Der Tag des Tieres folgt erst auf den Tag des Menschen: und dieser kommt erst dann an, wenn es keine Folterer und Gefolterten unter den Menschen geben wird.“

Wir können uns vorstellen, daß sich ein Autor mit derartigen Gedanken in dem damaligen Ungarn ziemlich allein fühlen mußte, und wenn er über die Grenzen seines Landes schaute, konnte er dort ebenfalls wenig tröstliches finden. Im Vorgefühl des drohenden Krieges formulierte er im Herbst 1936 eine „Grabchrift des unbekanntenen Europäers“.

„Europa existiert nicht mehr, es ist seit langem von verschiedenen Staaten besetzt, die sich mit höllischem Spott manchmal europäisch nennen. Europa ist verschwunden, aufgelöst, bevor es noch entstehen konnte. Vielleicht wollten wir es zu früh, vielleicht jedoch zu spät zur Welt bringen. (...) Einige Anzeichen haben uns irregeleitet. Wir glaubten, daß all das, was auf dem Erdteil namens Europa in geistiger Beziehung geschah, uns zu einem wahren Europa verhelfen würde. Wir glaubten an eine große, einheitliche, geistige Heimat, die so viele Landesnehmer von Platon bis Thomas Mann kannte. Wir glaubten daran, daß die griechischen Tragödien, die Filme von Eisenstein, die Gotik und Tolstoj, Dante und Beethoven, Galilei und Freud, Goethe und André Gide, Michelangelo und Lord Rutherford, den Willen eines großen Gemeinwesens verkörperten. (...) Wir glaubten daran, daß die moderne Wissenschaft Berlin an Paris und Irland an England tatsächlich näherbrachte. (...) Dieser Glaube, das ist uns bereits klar, war ein großer Irrtum. Denn alles dies gilt nicht mehr - vielleicht hat es auch nie gegolten.“

Der radikale Europessimist György Bálint hoffte in diesen düsteren Jahren weder auf die Politiker noch auf die Intellektuellen. Seine wenigen Texte, in denen er sich einen gewissen Pathos erlaubte, widmete er den realen und potentiellen Opfern der damaligen Geschehnisse, so etwa seine berühmte „Ode an die Straßenkehrer von Madrid“. Die letzteren appellierten im November 1936 an die in der spanischen Metropole akkreditierten ausländischen Diplomaten, damit diese gegen Francos Bomben protestierten. Unter der ständigen Bombardierung nämlich, hieß es in der Erklärung, kann man die Ordnung und Sau-

berkeit der Stadt nicht gewährleisten. Bálint erblickte in diesem Vorstoß gleich das Historisch-Symbolische:

„Man fragt sich, ob die Diplomaten tatsächlich intervenieren werden, und selbst wenn sie es tun, ob genug Verständnis für die Gesichtspunkte der Straßenreinigung gezeigt wird. Wie dem auch sei, glaube ich, daß der Aufruf der Straßenkehrer von Madrid nicht umsonst erschien. In jeder Stadt und auf jedem Kontinent gibt es Menschen, die sie verstehen. In jeder Stadt und auf jedem Kontinent gibt es Menschen, die der Meinung sind, daß die Beschwerde der Straßenkehrer von Madrid eine der menschlichsten, anständigsten öffentlichen Äußerungen der letzten Jahre war. Und in jeder Stadt, in jedem Land, auf jedem Kontinent gibt es Menschen, die in diesen bedrückenden Tagen der Schande die Straßenkehrer von Madrid mit brüderlichen Gefühlen lieben und in ihnen die Vorkämpfer einer besseren und reineren Zeit sehen.“

Ich habe vielleicht ein wenig zu lange aus Bálints Texten zitiert, aber einige, wenn auch indirekte Parallelen zu unseren Tagen erleichtern mir möglicherweise die Verknüpfung der Themen „Universität“, „Kultur“ und „Menschenrechte“. Der Zusammenhang dieser Begriffe ist nämlich ein originär europäisches Phänomen und wurzelt in der ursprünglichen Autonomie der Institutionen des Hochschulwesens. Die Trennung der letzteren von der Kirche erfolgte bereits vor der französischen Revolution, mancherorts sogar vor der Reformation. Dadurch entstanden Freiräume für die Eigendynamik sowohl der wissenschaftlichen Entwicklung als auch einer autonomen Daseinsform derjenigen, die diese, als Professoren oder Studierende, vorangetrieben hatten. Die Konzentration von jungen Leuten - damals noch ausnahmslos von Männern - in der Aula von Padua, Wittenberg, Paris und Oxford hatte von Anfang an etwas Subversives an sich. Die Studiosi orientierten sich auf andere, wissenschaftliche und moralische Werte, als die „erwachsene“ Gesellschaft, sie stellten das Publikum für das intellektuelle Feuerwerk der Renaissance und

der Aufklärung. Sie kämpften für die Menschenrechte und die Kultur zu Zeiten, als selbst diese Worte im heutigen Sinne noch fehlten, indem sie aus ihren individuellen Rechten alltäglich Gebrauch gemacht und die Kultur als ausreichende Legitimation betrachtet hatten. Der universitäre Charakter der alma mater von damals bedeutete gleichzeitig die Ablehnung jedes Partikularismus - es gab per definitionem keine nationalistischen Hochschulen. Aus Oxford zu kommen, bedeutete so etwas wie eine kosmopolitische Staatsangehörigkeit.

Im XX. Jahrhundert gab es fast keine Staatsgebilde, denen die historische universitäre Autonomie behagt hatte - autoritäre Systeme wie der Nationalsozialismus oder der italienische Faschismus trachteten danach, sie voll abzuschaffen. Selbst freiheitlich-pluralistischen Staatsordnungen fiel der Umgang mit der Universität schwer. Als Antwort kamen die Studentenunruhen der späten sechziger Jahre, deren Protagonisten sich wiederum zwischen Aula und Mensa als Akteure der zweiten Ausgabe der russischen Oktoberrevolution sahen. Bevor sie ihren langen und wie sich herausstellte, erfolgreichen Marsch durch die Institutionen gemacht hatten, waren sie - um einen Vergleich von Heinrich Heine auszuleihen - „Durch Verführtsein von dem Zeitgeist/Waldursprünglich Sansküllotte“.

Und wenn wir schon bei dem Deutlichsten aller deutschen Dichter weilen, können wir einfach nicht der Versuchung widerstehen, eine andere Passage aus demselben genialen Poem zu zitieren. Der „Tendenzbär“ Atta Troll kritisiert darin die einschichtenspezifische Interpretation der Menschenrechte:

Menschenrechte! Menschenrechte!  
Wer hat euch damit belehnt?  
Nimmer tat es die Natur,  
Diese ist nicht unnatürlich.

Menschenrechte! Wer gab euch  
Diese Privilegien?

Wahrlich nimmer die Vernunft,  
Die ist nicht so unvernünftig!

Menschen, seid ihr etwa besser,  
Als wir andre, weil gesotten  
Und gebraten eure Speisen?  
Wir verzehren roh die unsern?

(...)

Menschen, seid ihr etwa besser,  
Weil ihr Wissenschaft und Künste  
Mit Erfolg betreibt? Wir Andre  
Sind nicht auf den Kopf gefallen.

Gibt es nicht gelehrte Hunde?  
Und auch Pferde, welche rechnen  
Wie Kommerzienräthe? Trommeln  
Nicht die Hasen ganz vorzüglich?

Hat sich nicht in Hydrostatik  
Mancher Biber ausgezeichnet?  
Und verdankt man nicht den Störchen  
Die Erfindung der Klystiere?

(...)

Singen nicht die Nachtigallen?  
Ist der Freiligrath kein Dichter?  
Wer besäng' den Löwen besser  
Als sein Landsmann, das Kamel?

Der Hauptmangel der Achtundsechziger bestand darin, daß sie sich um ihre legitimen demokratischen Rechte ringend einer weltweiten Klassenkampflogik bedient hatten und andere Konstellationen - etwa diejenigen einer kommunistischen Diktatur - nicht wahrnehmen konnten oder wollten. Sie dachten in der Theorie der repressiven Toleranz, während die gute Hälfte des Kontinents von einer repressiven Intoleranz geprägt wurde. Sie wollten die Phantasie an die Macht bringen, während in Prag real existierende Panzer die Emanzipationswünsche einer Generation von Studenten zunichte gemacht hatten.

Selbstverständlich waren auch die privilegierten alma mater des Ostblocks relativ freier als ihr Umfeld. Auf den Tafeln in der Aula der Eötvös-Lóránd-Universität in Budapest oder im Aktowj Sal der Lomonossow Universität in Moskau konnte man unzensurierte Zettel privaten oder öffentlichen Inhalts ankleben, und für Studenten gab es mehr Möglichkeiten als für Normalbürger, an halbverbotene Bücher oder Filme heranzukommen. Gleichzeitig war die geheime Beobachtung auf dem Campus weitaus intensiver als etwa in einer Fabrik oder landwirtschaftlichen Genossenschaft. Als ich in einer Budapester öffentlichen Bibliothek unter großen Schwierigkeiten bürgerliche Philosophen zur Lektüre im Lesesaal bestellt hatte, wurde dieses waghalsige Unternehmen gleich registriert. Einige Monate später beugte sich ein Verhöroffizier über meinen Kopf und stellte wie ein Kommissar aus dem „Tatort“ die enthüllende Frage: „Sagt Ihnen dieser Name etwas - Schopenhauer?“

Wir waren also in unseren Menschenrechten, unter anderem in unseren kulturellen Informationsrechten beschränkt und bedroht, was unsere Sicht in ähnlicher Weise eingengt hatte, wie der Blick der Achtundsechziger jenseits des Eisernen Vorhangs von der repressiven Toleranz betrübt war. Über die wahre Natur unserer gemeinsamen Welt beginnen wir erst seit der Wende etwas mehr zu begreifen.

In seinem offenen Antwortschreiben an Albert Camus setzte sich der französische Philosoph Jean-Paul Sartre im Sommer 1952 mit dem immer militanter gewordenen Antikommunismus des ersteren ziemlich hart auseinander. In der Polemik, die das Ende einer großen Freundschaft und des literarischen Bündnisses zeitigte, ging es um die Vergleichbarkeit des Stalinschen Gulags mit Greuelthaten im kapitalistischen Bereich, etwa im damals wütenden Koreakrieg.

In den Jahren der scharfen Blockkonfrontation vertrat Sartre den klassisch linken Standpunkt, dem zufolge Kritik an der Sowjet-

union und den osteuropäischen Volksdemokratien nur in solidarischer Form und außerhalb des Chors der rechten bürgerlichen Verdämmer geäußert werden sollte. In den meisten Fragen dieser Diskussion hatte Camus gegenüber seinem Widersacher recht. Allerdings muß zur Entschuldigung des Philosophen im nachhinein erwähnt werden, daß die Welt in jener Zeit - einige Jahre vor den Enthüllungen beim XX. Parteitag der KPdSU - noch ziemlich wenig vom tatsächlichen Ausmaß des Terrors im Ostblock wußte, und daß Sartre sich trotz der Enge seiner Ausführungen als das erwies, was er wirklich war: ein scharfsinniger Denker. So schrieb er damals in den „Temps modernes“ auch den berühmten Satz: „Der Eiserne Vorhang ist nur ein Spiegel, und jede Welthälfte spiegelt die andere wieder.“

Und tatsächlich: Die Logik der Militärböcke ließ für Jahrzehnte einen besonderen Ost-West-Dualismus der Sichtweise durchsetzen. Das Feindbild West bestand aus Begriffen wie „Imperialisten“, „Kolonialisten“, „Kriegshetzer“, versuchte die Marxsche Theorie der „absoluten Verelendung“ der kapitalistischen Gesellschaften auf das technische Zeitalter anzuwenden und predigte einen schnell zu erwartenden „Untergang des Abendlandes“. Allerdings suchte man östlicherseits, durch den Eisernen Vorhang ausgerechnet den Vergleich dieses Feindbildes mit der Realität zu verhindern.

Das Feindbild Ost operierte mit Termini wie „versklavte Nationen“, hoffte zunächst auf innere Rebellionen, später auf langsame Erosion der kommunistischen Welt und fand in den achtziger Jahren in den Worten Reagans von der Sowjetunion als „Reich des Bösen“ seinen exakten Niederschlag.

Unabhängig von seinem Wahrheitsgehalt diente das jeweilige westliche Feindbild als Spiegelbild. So deutete die Annahme der Existenz eines „Reichs des Bösen“ darauf hin, daß es auch ein „Reich des Guten“ geben soll, in dem Freiheit, Demokratie und Wohlstand blühen. Es gab kaum Kritiker der modernen west-

lichen Gesellschaft, denen man nicht mindestens einmal das negative Beispiel des Ostblocks vorgehalten hatte. Wenn jemand gegen den Algerienkrieg protestierte, warf man ihm vor, die sowjetischen Panzer in Budapest verniedlichen zu wollen. Wenn Demonstranten die Einstellung des Krieges in Vietnam forderten, wurden sie mit dem Einmarsch des Warschauer Paktes in Prag abgefertigt. Die Havarie des Atomkraftwerks in Harrisburgh sollte durch Tschernobyl entschuldigt werden, dem chilenischen Putschgeneral Pinochet wurde sein polnischer Kollege Jaruzelski entgegengestellt.

Dabei wurde keineswegs nur Vergleichbares verglichen. Für die Arbeitslosigkeit in Großbritannien mußte die Verfolgung von Dissidenten in Moskau als Gegengewicht dienen, die Inflation in Italien galt als immer noch besser als etwa die Zensur in der DDR, und die Schlangen vor Lebensmittelläden in Rumänien schienen gewissermaßen das Abtreibungsverbot in Irland zu rechtfertigen.

Ich spreche hier keineswegs von den bewußten Machenschaften einer zentralgesteuerten westlichen Propagandaküche - mit denen die östliche Propaganda ihrerseits alle Reibungen zwischen Staat und Gesellschaft zu erklären suchte -, sondern von einem bestimmten Automatismus, mit dem die westliche Zivilisation alle tatsächlichen oder vermeinten Übel des „real existierenden Sozialismus“ zum indirekten Beweis ihrer Überlegenheit uminterpretierte. Zudem war diese Überlegenheit, jedenfalls was die Funktionsfähigkeit des Systems betraf, dermaßen offensichtlich, daß sie scheinbar keine zusätzliche Legitimierung gebraucht hätte. Trotzdem verzichtete die westliche Welt nie auf den Vergleich mit dem Osten, von dem sie sich immer ein gutes Zeugnis versprach. Dieser Drang war mitunter so stark, daß man sagen könnte: Hätte es den Kommunismus nicht gegeben, er hätte erfunden werden müssen, um die narzistischen Bedürfnisse der westlichen Demokratien zu befriedigen.

Die Systeme im Osten sind an ihren Verbrechen, Fehlern und an struktureller Schwäche untergegangen. Jene Mischung von Gewalt und Lüge, die sie jahrzehntlang zementierte, reichte nicht aus, um der ökonomischen, politischen und kulturellen Berührung mit dem Westen standzuhalten. So kam es nicht nur zu einem inneren Zusammenbruch, sondern auch zu einer Auflösung der Ost-West-Grenze, jenes Eisernen Vorhangs, den Sartre einst mit einem Spiegel verglichen hatte.

Nun ist dieser Spiegel zerbrochen, und niemand wird ihn zusammenkleben können. Es hat keinen Sinn mehr, das Lebensniveau von Holland an dem von Bulgarien, die Schaufenster in Stockholm an denen von Tirana zu messen. Es gibt nur noch Reiche und Arme, glückliche und unglückliche Nationen, deren Vergleich niemanden mehr propagandistische Pluspunkte einbringen wird. Noch weniger können sich die mit ihrem Elend ringenden osteuropäischen Völker damit trösten, daß sie nun statt in einer kommunistischen in einer demokratischen, statt in einer moskauhörigen in einer unabhängigen Misere leben. Vielmehr wirkt hier ein entgegengesetzter Spiegeleffekt nach. Die jahrzehntelange antiwestliche Propaganda erwies sich als weitgehend kontraproduktiv. Die Öffentlichkeit der „realsozialistischen“ Länder konzentrierte alle ihre Hoffnungen auf die verfemte, tabuisierte, kapitalistische Welt und glaubte, die Übernahme der politischen und moralischen Werte der letzteren führten automatisch zu einer raschen Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse. Die Tatsache, daß diese Erwartungen des Jahres 1989 uneingelöst blieben, gibt dem frustrierten, aber starken Nationalbewußtsein eine neue, westenfeindliche Schärfe.

Das Problem liegt jedoch keineswegs allein darin, daß die Braut, die postkommunistische Demokratie, nicht so schön aussieht, wie man es sich im Augenblick der Euphorie einbildete. Diesen traurigen Umstand konnte jeder objektiv denkende Ökonom voraussehen. Die schwerwiegendste Folge des Zusammenbruchs der Ostblockdiktaturen ist für den Westen die Tatsache, daß die

bürgerliche Welt mit ihren nicht mehr zu verdrängenden Problemen alleingelassen ist. Historisch gesehen, führten ausgerechnet diese Probleme zur Oktoberrevolution von 1917 in Rußland, und jetzt, nach dem endgültigen Scheitern des kommunistischen Projekts in Osteuropa, sehen wir, daß die auslösenden Momente von damals auch heute nach wie vor wirksam sind - ja sogar viel stärker geworden sind.

Denn - und da müssen wir Lenin recht geben - der begünstigende Faktor Nummer eins für die Machtübernahme der Bolschewiki war die ungleiche Entwicklung der verschiedenen Weltteile. Ein Häuflein von Staaten hatte den damaligen Höhepunkt der technisch-ökonomischen Zivilisation erreicht, während die absolute Mehrheit der Länder in aussichtsloser Rückständigkeit und Elend dahinvegetierte. Zu dieser unter dem Fragenkomplex „Dritte Welt“ bekannten Konstellation müssen wir heute noch die drohende ökologische Katastrophe hinzufügen.

Doch nicht einmal die hochentwickelten Industriegesellschaften zeigen jenes idyllische Bild, das sie gegenüber dem Ostblock zweifelsohne dargeboten haben. In Wohlstandsmetropolen wie New York leben Hunger und Verschwendung dicht nebeneinander. Rassenunruhen, Volkskrankheiten, Kriminalität, Massenarbeitslosigkeit gehören zum Alltag. Dies alles gab es selbstverständlich auch schon vor 1989, doch durch das Fehlen des Kommunismus sind die „kleineren Übel“ der freien Marktwirtschaft automatisch größer geworden.

Selbst die Freude über die Ausschaltung der Sowjetunion als militärische Bedrohungsquelle ist keineswegs ungetrübt. Bisher funktionierten die beiden Supermächte als potentielle Drahtzieher der lokalen Konflikte und nützten diese aus, um einander gegenseitig in Schach zu halten. Es herrschte ein gewisses Gleichgewicht der Abschreckung und von Fall zu Fall sogar Einvernehmen. Mit dem Reich des Bösen ließ sich eine relativ erfolgreiche Diplomatie betreiben. Aus den Trümmern der ehemaligen

osteuropäischen Diktaturen erheben sich jedoch Kräfte, die keiner Rationalität zu gehorchen scheinen und zu deren Beschreibung die Klischees des traditionellen Antikommunismus kaum ausreichen würden.

Seinerseits geriet dieser Antikommunismus mit dem Zusammenbruch des Ostblocks in eine tiefe Krise. Verkommen war diese Ideologie bereits in den frühen achtziger Jahren, als einer ihrer eifrigsten Verfechter, der CSU-Chef Franz-Josef Strauß, Milliardenkredite für die DDR durchsetzte und Kádár, Schiwkow und Honecker als Jagdpartner bevorzugte. Nun lauert in der Auflösung des Antikommunismus eine Gefahr für den Westen: In Ermangelung des äußeren Feindes, des „roten Teufels“, wird der Versuch unternommen, neue Feindbilder - diesmal innerhalb der frei gewordenen Welt - aufzubauen, die unverbrauchte Haßmunition des Kalten Krieges gegen nationale, kulturelle und andere Minderheiten einzusetzen.

All dies bedeutet nicht, daß am Sturz der Diktaturen Osteuropas irgend etwas Bedauernswertes wäre. Der Spiegel ist jedoch zerbrochen, und die westliche Welt muß auf ihr früheres Bezugssystem verzichten und erkennen, daß sie nicht einfach am Ende eines abgeschlossenen, sondern vielmehr am Beginn eines noch einzuleitenden Prozesses steht. Die Welt braucht nach wie vor eine Erneuerung, und eine Chance zum Überleben haben nur Systeme, die erneuerungsfähig sind. Als negatives Beispiel kann hierfür immer noch jenes System dienen, das sich über den Eisernen Vorhang zu definieren suchte.

Die Universität und die Kultur in Ungarn sind heute frei, ebenso frei wie die Gesellschaft. Dies bedeutet einerseits, daß sie keinen ideologischen Direktiven gehorchen müssen, andererseits, daß sich diese Freiheit zwischen objektiven Sachzwängen und subjektiver Freiheitsfähigkeit entfaltet. Sie ist alles andere als absolut und noch weniger ungefährdet. Es geschieht etwas, was wir in den Jahren der etatistischen Dominanz nicht ahnen konn-

ten: Der Staat zieht sich allmählich aus dem kulturellen Bereich zurück. Er sucht seine Präsenz auf das Allernotwendigste zu beschränken und verzichtet auf jede Kontrolle, möchte jedoch auch keine Verantwortung übernehmen. Die zentrale Subventionierung wird von den meisten kulturellen Institutionen als Almosen gesehen, obwohl sie mich eher an Alimente erinnert, die ein unglückseliger Vater an einen Schwarm von Kindern aus einer verkrachten Ehe mit zunehmender Unlust entrichtet. Die schönen Künste und exakten Wissenschaften, aber auch die Schulen, inklusive Universitäten, können daher ihre Zukunft nicht mehr ausschließlich an die ihres Staates knüpfen. War der Kommunismus ein kafkaesker Alptraum des überall anwesenden Staates mit seinem Apparat, so wirkt für manche Steuerzahler der demokratische Staat wie eine Chimäre, die der Gesellschaft den Rücken kehrt und sich in extremen Situationen in Luft auflöst.

Gleichzeitig toben Kriege in diesem neuen demokratischen Universum, das sich ursprünglich als Aufhebung der Blockkonfrontation empfohlen hatte. Diese Kriege werden - wie sonst? - im Namen der Menschenrechte geführt und kosten Milliarden Dollars, DM oder Euros, die man zu sozialen Zwecken besser und friedensschaffend einsetzen könnte. Die Intellektuellen befehlen sich auf den beiden Seiten der Barrikaden und tun so, als ginge es auf diesen Schlachtfeldern um sie persönlich und nicht etwa um jene bereits erwähnten Straßenkehrer von Madrid oder anderer Städte, die irgendwann die Ruinen aus dem Weg räumen werden müssen. Ich befürchte, daß György Bálints düstere Prognose aus den dreißiger Jahren wieder aktuell werden kann.

„Europa existiert nicht mehr, es ist seit langem von verschiedenen Staaten besetzt, die sich mit höllischem Spott manchmal europäisch nennen. Europa ist verschwunden, aufgelöst, bevor es noch entstehen konnte. Vielleicht wollten wir es zu früh, vielleicht jedoch zu spät zur Welt bringen. (...) Einige Anzeichen haben uns irregeleitet. Wir glaubten, daß all das, was auf dem Erdteil namens Europa in geistiger Beziehung geschah, uns zu

einem wahren Europa verhelfen würde. Wir glaubten an eine große, einheitliche, geistige Heimat, die so viele Landesnehmer von Platon bis Thomas Mann kannte. Wir glaubten daran, daß die griechischen Tragödien, die Filme von Eisenstein, die Gotik und Tolstoj, Dante und Beethoven, Galilei und Freud, Goethe und André Gide, Michelangelo und Lord Rutherford, den Willen eines großen Gemeinwesens verkörperten. (...) Wir glaubten daran, daß die moderne Wissenschaft Berlin an Paris und Irland an England tatsächlich näherbrachte. (...) Dieser Glaube, das ist uns bereits klar, war ein großer Irrtum. Denn alles dies gilt nicht mehr - vielleicht hat es auch nie gegolten."

Was kann ich als ein Mensch des ausgehenden 20. Jahrhunderts Studentinnen und Studenten empfehlen, die ihre wissenschaftliche Laufbahn und menschliche Existenz bereits im dritten Jahrtausend vollenden werden? Ich möchte in keinem Fall schulmeisterisch auftreten, sie wissen ohnehin, was faktische Kenntnisse anbelangt, bereits jetzt viel mehr, als ich und meine Generation je wissen konnten. Vielleicht kann ich jedoch mit einigen persönlichen Ratschlägen nützlich sein:

Wenn jemand mit großen Begriffen wie Menschenrechte, Frieden oder Demokratie kommt, stellen Sie sich für eine Sekunde vor, sie hätten diese Worte jetzt zum ersten Mal gehört und müßten sie deswegen auf ihren Inhalt hin überprüfen.

Bei jeder Diskussion, in der es um die Wahrheit geht, verlassen Sie sich bitte nicht allein auf die Kraft der Argumente; fragen Sie auch Ihre Gefühle und suchen Sie den Blickkontakt mit ihren Gesprächspartnern.

Und schließlich: Wenn Sie ein Arbeitszimmer mit allen vorstellbaren Attributen der modernsten Medien- und Kommunikationstechnik zur Verfügung gestellt bekommen, tragen Sie, bitte, nicht nur um die Funktionsfähigkeit Ihres Internetgerätes Sorge, sondern auch darum, daß in der besagten Räumlichkeit auch Pflanzen ihren Platz finden.

*Der Autor*

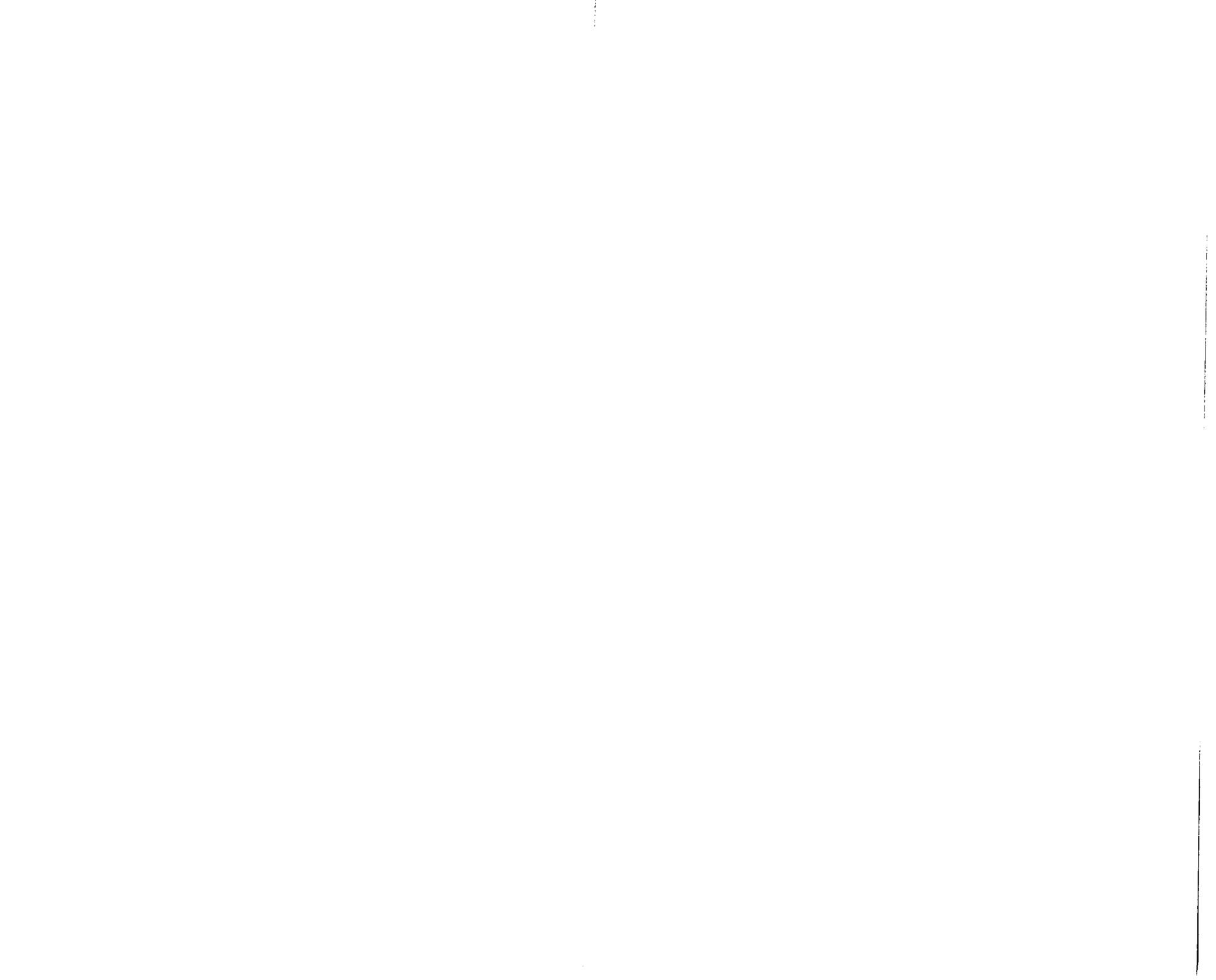
### **GYÖRGY DALOS (1943)**

Direktor des ungarischen Kulturinstituts in Berlin seit 1995. Schriftsteller.

Studium der deutschen Geschichte in Moskau. Mitglied der Kommunistischen Partei bis 1968. Im selben Jahr wegen staatsfeindlicher Aktivitäten ausgeschlossen, verurteilt und mit Berufsverbot belegt. Danach als Übersetzer tätig und Mitglied der ungarischen Opposition.

1984 Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) in der Bundesrepublik Deutschland; 1987 Wechsel nach Wien und dort als freier Autor tätig. 1995 zurück nach Berlin.

Seit 1979 zahlreiche Gedichte, Erzählungen und Romane in deutscher Sprache; zuletzt 1999 „Der Gottsucher“ (Insel) und „Pasternaks Liebe“ (Europäische Verlängsanstalt).





# Oldenburger Universitätsreden

## Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

Über die Lieferbarkeit der Ausgaben Nr. 1 bis Nr. 90 gibt das Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, Postfach 25 41, 26015 Oldenburg, Tel.: 0441/798-2261 Auskunft.

- Nr. 91** Kalimi, Isaac: Das Chronikbuch in der jüdischen Tradition von Daniel bis Spinoza. - 1997. - 74 S.  
ISBN 3-8142-1091-3 DM 6,00
- Nr. 92** Pohlmann, Dietmar: Was haben Kirche und Christentum mit Bildung zu tun? - Vortrag zur Verleihung der Honorarprofessur. - 1997. - 26 S.  
ISBN 3-8142-1092-1 DM 6,00
- Nr. 93** Wilson, Gail: Continuity and Change in Gender Relations in Advanced Old Age. - 1997. - 27 S.  
ISBN 3-8142-1093-X DM 6,00
- Nr. 94** Lüthje, Jürgen; Raapke, Hans-Dietrich: Wissenschaft und Bildung als Auftrag der Universität. - 1997. - 42 S.  
ISBN 3-8142-1094-8 DM 6,00
- Nr. 95** Wolter, Andrä: Das deutsche Gymnasium zwischen Quantität und Qualität. - 1997. - 89 S.  
ISBN 3-8142-1095-6 DM 6,00
- Nr. 96** Freire, Paulo: Ehrendoktor der Universität Oldenburg. - Ansprachen und Vorträge zur Verleihung der Ehrendoktorwürde. - 1997. - 58 S.  
ISBN 3-8142-1096-4 DM 6,00
- Nr. 97** Lorber, Judith: The Variety of Feminisms and their Contribution to Gender Equality. - 1997. - S.45  
ISBN 3-8142-1097-2 DM 6,00
- Nr. 98** Horn, Klaus-Peter: Professionalisierung und Disziplinbildung. Entwicklung und Perspektiven des Diplomstudienganges Erziehungswissenschaften. - 1997. - 40 S.  
ISBN 3-8142-1098-0 DM 6,00
- Nr. 99** Haber, Wolfgang: Ökosystemforschung und Fachwissenschaft. Die Rolle der Fachwissenschaften für die Ökosystemforschung. - Thomas Höpner zum 60. Geburtstag. - 1998. - 24 S.  
ISBN 3-8142-1099-9 DM 6,00
- Nr. 100** Daxner, Michael: Die Gute Universität. Eine nicht gehaltene Rede. - 1998. - 50 S.  
ISBN 3-8142-1100-6 DM 6,00
- Nr. 101** Pleitner, Berit; Zariczny, Piotr: Deutsche und Polen. - Zwei Vorträge im Rahmen der Kooperation Oldenburg / Torun. - 1998. - 72 S.  
ISBN 3-8142-1101-4 DM 6,00
- Nr. 102** Brusten, Manfred/Menzel, Birgit/Lautmann, Rüdiger: Devianz im Wandel. Helge Peters zum 60. Geburtstag. - 1998. - 63 S.  
ISBN 3-8142-1102-2 DM 6,00
- Nr. 103** Jureit, Ulrike: Konstruktion und Sinn. Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnkonstruktionen - 1998. - 31 S.  
ISBN 3-8142-1103-0 DM 6,00

**Nr. 104** Kiper, Hanna: Feminismus und Bildungsbegriff. Eine kritische Auseinandersetzung. - 1999. - 49 S.  
ISBN 3-8142-1104-9 DM 6,00

**Nr. 105** Lepenies, Wolf: Sozialwissenschaften und sozialer Wandel - Ein Erfahrungsbericht -. - 1999. - 51 S.  
ISBN 3-8142-1105-7 DM 6,00

**Nr. 106** Horn, Klaus-Peter: Per aspera ad astra. Ausbildung und Arbeitsmarkt von Diplom-Pädagogen. - 1999. - 33 S.  
ISBN 3-8142-1106-5 DM 6,00

**Nr. 107** Kocka, Jürgen: Historische Sozialwissenschaft. Auslaufmodell oder Zukunftsvision? - 1999. - 31 S.  
ISBN 3-8142-1107-3 DM 6,00

**Nr. 108** Beekmann, Klaus. Das Deutschlandbild Armandos. - 1999. - 29 S.  
ISBN 3-8142-1108-1 DM 6,00

**Nr. 109** Fetscher, Iring: Was ist und wem nützt Politikwissenschaft. - 1999. - 49 S.  
ISBN 3-8142-1109-X DM 6,00

**Nr. 110** Spiegel, Erika/Ipsen, Detlev/Jessen, Johann: Stadtforschung. Drei Vorträge. - 1999. - 82 S.  
ISBN 3-8142-1110-X DM 6,00

**Nr. 111** Daxner, Michael/Grubitzsch, Siegfried: Reden aus Anlaß und Übernahme des Präsidentenamtes an der Universität Oldenburg  
ISBN 3-8142-1111-1 DM 6,00

**Nr. 112** Freisel, Ludwig: Sekundarstufe II und Gymnasiale Oberstufe. Probleme und Perspektiven. - 1999. - 49 S.  
ISBN 3-8142-1112-X DM 6,00

**Nr. 113** Meyer-Abich, Klaus M.: Ist der Mensch etwas Besonderes in der Gemeinschaft der Natur? Das kleine und das größere Selbst. - 1999. - 23 S.  
ISBN 3-8142-1113-8 DM 6,00

**Nr. 114** Kalimi, Isaac: Bibel und Schriftauslegung im Judentum. Eine interpretations- und religionsgeschichtliche Studie. - 1999. - 52 S.  
ISBN 3-8142-1114-6 DM 6,00